Die Pamir–Überquerung 1: Westpamir

In der tadschikischen Hauptstadt Duschanbe deckten wir uns mit Lebensmittelvorräten ein, denn im Pamir soll es mit der Versorgung schlecht aussehen. Die Menschen in der dünn besiedelten Gegend ernähren sich vorwiegend autark und benötigen kaum Lebensmittelläden, so unsere Informationen. Diese erhielten wir aktuell von einem australischen Reiseradler, der in umgekehrter Richtung gefahren und gerade in Duschanbe angekommen war. Von ihm hörten wir auch, welche Abschnitte der Hochgebirgsstraße asphaltiert waren und welche nicht. Etwas skeptisch waren wir schon, insbesondere Conny, ob wir uns die 1300 Kilometer lange Strecke durch den Pamir mit zwei Dreitausender- und sechs Viertausender-Pässen zutrauen können. Zwischen dem ersten und dem letzten Viertausender-Pass kommt man nicht unter 3600 Meter, man muss sich deshalb gut akklimatisieren. Wir gingen den ersten Streckenabschnitt durch den Westpamir bis Chorog (ca. 500 km) mit der Option an, notfalls auf den Ostpamir zu verzichten. Bis dahin konnten wir mit dem Khaburabot-Pass (3252 m) testen, wie wir die Höhe vertragen.

Am 20. August starteten wir früh am Morgen in Duschanbe. Auf dieser Strecke Richtung Osten waren wir schon mal 1986 gemeinsam (und 1987 Jens und Lutz) als MIFA-Testfahrer unterwegs und so schauten wir neugierig, ob wir irgendwo etwas Bekanntes entdecken konnten. Doch vieles hatte sich offenbar geändert, unter anderem gab es inzwischen eine bis Obi Garm (ca. 100 km) mit frischem Asphalt versehene Straße, deren Verlauf auch oft nicht mehr der alten Piste entsprach. So erkannten wir auch das Dorf nahe Duschanbe nicht mehr wieder, in dem uns damals ein Lehrer zu sich nach Hause eingeladen hatte.

Tadschike

Spannend war auch der Augenblick, als wir die Straßengabelung erreichten, an der man links ins Surchob- und rechts ins Obichongutal und damit in den Pamir fährt. „Hier war ich schon dreimal! Zweimal mit dem Fahrrad, da mussten wir links abbiegen. Beim dritten Mal ging's nach rechts in Richtung Pamir. Aber da saßen wir in einem Bus. Die Sowjets wollten uns da wegen der nahen afghanischen Grenze nach Chorog nicht mit dem Fahrrad fahren lassen. Aber selbst die Busfahrt war ein tolles Erlebnis“, schwelgte Jens in Erinnerung an alte Zeiten. „Diese

Strecke mal mit dem Fahrrad zu fahren, war damals schon ein Traum für uns, heute wird er war“, jubelt er.
Conny ist weniger zum Jubeln zumute. Die Straße durchs Obichongutal ist miserabel, sie schüttelt es trotz gefederter Sattelstütze durch und durch. Sie sieht die Schlaglöcher, Steine und Bodenwellen nicht kommen, denen Jens wegen ihrer Vielzahl nicht immer ausweichen kann. Außerdem geht es ständig auf und ab, auch das zehrt an Kräften und Nerven. Aber es war dafür landschaftlich so richtig toll - hohe Berge, tiefe Schluchten, tosende Flüsse, abgelegene Dörfer. Mit Vorsicht gingen wir den zweiten Dreitausender-Pass unserer Reise an. Auf ca. 2000 Meter Höhe zelteten wir in Nachbarschaft eines Hauses, bevor es am nächsten Vormittag die restlichen 1250 Höhenmeter nach oben ging. Zum Glück war es nicht so steil wie am Ansob-Pass (das war der Pass vor Duschanbe) und wir konnten abschnittsweise fahren statt schieben. Gegen Mittag standen wir oben. Hier sahen wir erstmals gekennzeichnete Flächen, auf denen noch Minen liegen. Ein trauriges Erbe aus dem schrecklichen Bürgerkrieg, der Anfang der neunziger Jahre hier in Tadschikistan tobte und das Land in seiner Entwicklung um Jahre zurückwarf. Derzeit sind internationale Minenräumtrupps im Einsatz.

Die Freude auf die Abfahrt war schnell verflogen. Auf miserabler und steiler Piste holperten wir abwärts, die Sonne versteckte sich hinter den Wolken, es blies ein kühler Wind. Mehr als zweitausend Höhenmeter ging es runter, bis wir Kalaikum im Pjandshtal erreichten. Wir waren froh, als uns ein Tadschike seinen Homestay (Übernachtungsmöglichkeit bei einer Familie) anpries. Für nur 20 Dollar gab es eine heiße Dusche, ein Bett sowie Abendbrot und Frühstück für uns beide.

Vorher mussten wir uns noch bei der örtlichen Miliz registrieren lassen. Jens wurde gefragt, aus welchem Land er komme. „Germanija“, sagte er. „Ah, Faschist“, antwortete der Uniformierte mit einer Selbstverständlichkeit und einem Anflug von Hochachtung, dass es Jens beinahe die Sprache verschlug. Aber nur beinahe. Er hat diesen Mann (auf Russisch radebrechend) derart zusammengedonnert, dass dieser wohl das nächste Mal solche Sprüche sein lässt. Ob er letztendlich begriffen hat, dass er Müll erzählt hat, darf allerdings bezweifelt werden. Leider hatten wir solche Erlebnisse auf unserer Reise schon öfter. Auch mussten wir uns schon anhören, dass Hitler, Honecker und Bin Laden gute Menschen seien. Dafür war Gorbatschow aber ein schlechter. Offenbar wird ihm die Schuld für den Zerfall der Sowjetunion zugeschoben. An die Sowjetzeiten erinnern sich aber viele Menschen gern, weil da das Leben einfach um einiges leichter war. Viele Jugendliche tragen T-Shirts mit der Aufschrift „CCCR“ (Abkürzung für „Union der sozialistischen Sowjetrepubliken“). Wir nehmen an, dass damals den mittelasiatischen Sowjetrepubliken aus politischen Gründen sehr viel Geld und Hilfe zugeteilt wurde, da diese an der Grenze zu China, Indien und Afghanistan einfach strategisch wichtig waren und die Menschen zufrieden sein sollten. Die Lebensfreude, Unbekümmertheit und ehrliche Gastfreundschaft, wie wir sie bei unseren Fahrradreisen Ende der achtziger Jahre insbesondere durch Tadschikistan erlebten, fanden wir 20 Jahre später so nicht wieder.

Die nächsten 250 km fuhren wir durchs Pjandshtal, in dem die tadschikisch-afghanische Grenze verläuft. Nur teilweise war die Straße asphaltiert, dieser Asphalt stammt noch aus Sowjetzeiten. So war er inzwischen abschnittsweise abgefahren, wir holperten oft über das Packlager, durch Staub oder den meist welligen Restasphalt. Erst 100 km vor Chorog wurde die Straße etwas besser. Die Fahrt durch das Pjandshtal war sehr abwechslungsreich. Mal fuhren wir durch steile Schluchten, in denen das Grau und Braun der Felsen vorherrschten und kaum eine Pflanze zu sehen war. Dann kamen wir wieder durch kleine Dörfer, in denen es dank der Bewässerungssysteme überall grünte.

Im Pjandshtal

Immer wieder wanderte unser Blick zum anderen Ufer, wo wir kleine afghanische Dörfer sahen, die durch einen schmalen Pfad miteinander verbunden waren. Dieser Pfad „klebte“ teilweise an

den steilen fast senkrechten Felswänden. „Dort kann man gar nicht lang laufen“, dachten wir, wurden aber immer wieder eines Besseren belehrt. Wir sahen Menschen, ja sogar kleine Karawanen mit Eseln dort entlang ziehen. Manchmal winkten uns diese Afghanen zu. Alles lag so friedlich da, dass es für uns kaum vorstellbar war, dass im Landesinneren stellenweise noch immer Gewalt und Chaos vorherrschen.

Saumpfad auf der afghanischen Seite des Pjandsh

Auf dem Weg von Duschanbe nach Chorog konnten wir uns zu unserer Überraschung in den relativ oft am Straßenrand gelegenen Teestuben stärken, wenn das Angebot auch nicht gerade abwechslungsreich war. Es gab Suppe, Suppe oder Suppe, dazu Brot, Brot oder Brot. Und zu trinken Tee, Tee oder Tee (immerhin in grüner oder schwarzer Ausführung). Anfangs gab es auch noch Plow (Reis mit Hammelfleisch) oder Lagman (Nudelsuppe). Einmal wurde auch Spiegelei angeboten, zweimal Honig.
In einer dieser Teestuben trafen wir auf Karen und Frank, Reiseradler aus Konstanz, die hier im Pamir ihren vierwöchigen Urlaub verbrachten. Sie kamen uns entgegen und so konnten wir allerhand wichtige Informationen von ihnen für unsere Ostpamirüberquerung bekommen. Es war ein mehrstündiges, angenehmes Gespräch auf einem Tachta (hölzernes mit Decken und Kissen ausgelegtes Sitzgestellt, typisch für mittelasiatische Teestuben) am Ufer des Pjandsh, das uns wohl endgültig den letzten Hauch des Zweifels, den Ostpamir anzugehen, nahm.

Rast am Bartangfluss

Rast in einer Tschaichana (Teestube)

Die Pamir – Überquerung II (Ostpamir)

In Chorog (2100 m) legten wir eine zweitägige Radelpause ein, um uns für den Ostpamir zu stärken und unsere Lebensmittelvorräte zu ergänzen. Bis zum ersten Viertausender-Pass, dem 4271 Meter hohen Koitesek, waren es rund 150 Kilometer. Dafür ließen wir uns vier Tage Zeit, um allmählich an Höhe zu gewinnen. Die Fahrt durch das Gunttal genossen wir so richtig. Es gab viele kleine grüne Dörfer, die von Bewässerungskanälen durchzogen waren, durch die ein herrlich klares Wasser floss. Neben uns ragten die weißen Spitzen von Vier- und Fünftausender Gipfeln empor. An jedem der vier Abende stellten wir unser Zelt auf grünen Wiesen, meist neben einem klaren Bach oder Bewässerungskanal auf, immer in die Nähe von Häusern der Einheimischen. Oft brachten uns Kinder Tomaten, Gurken, Äpfel, Brot, Milch oder Joghurt.

Zeltplatz im Gunttal

Zeltplatz in 3500 Metern Höhe unterhalb des Koitesek-Passes

Hinter Chorog übernachteten wir in Höhen von 2500, 3000, 3500 und 3850 Metern. Als wir auch nach der vierten Nacht noch keine Anzeichen von Problemen bei der Höhenanpassung spürten, wagten wir den Sprung über den ersten Viertausender-Pass, mit dem Wissen, auf den nächsten 400 Kilometern nicht mehr unter die Höhenmarke von 3600 Metern zu kommen. Wir mussten uns jetzt einfach sicher sein, ausreichend akklimatisiert zu sein, denn Höhenproblemen kann man nur begegnen, indem man wieder in tiefere Regionen zurückgeht.

Auffahrt zum Koitesek-Pass

Die restlichen 400 Höhenmeter auf den Koitesekpass schafften wir ohne Probleme, wenn sich auch die dünne Luft bemerkbar machte. Wir waren nicht mehr ganz so leistungsstark und legten öfter als sonst eine kurze Verschnaufpause ein.

Auf dem Koitesekpass (4271 m)

Ein uns noch vor dem Pass entgegenkommendes spanisches Radlerpaar gab uns die Info, dass in bereits 20 km der Asphalt wieder beginne und es im noch 65 km entfernten Alichur ein Homestay gäbe. Die Aussicht auf etwas mehr Komfort als es ein Zelt in windiger Höhe bietet, war es wohl, die uns beflügelte, auch gleich noch den zweiten der sechs Viertausender-Pässe zu bezwingen, um kurz darauf in ein Tal mit Bergseen inmitten einer fast vegetationslosen Landschaft hinunterzurollen. In Alichur wurden wir am frühen Abend von der Englischlehrerin des Dorfes nett empfangen.

Im Homestay in Alichur

Wir freuten uns, in dem kleinen Haus in der warmen Küche Platz nehmen zu dürfen, wurden mit Tee, Brot, Keksen, getrockneten Maulbeeren und Süßigkeiten fürs erste und später mit der obligatorischen Suppe mit Hammelfleisch sowie Kefir bewirtet. Und so erhielten wir Einblicke in Leben und Alltag dieser einfachen tadschikischen Familie (was auch der ursprüngliche Sinn eines Homestays war).
Geheizt wurde mit Kuhmist oder trockenem Strauchgeäst. Strom gab es keinen, die große Tochter des Hauses war stolze Besitzerin einer Petzl-Stirnlampe, die wohl ein Tourist dagelassen hat. Die Nasen der kleinen Kinder (und auch Erwachsenen) liefen ständig und wurden an gerade greifbaren Textilien (Ärmel, Pullover, Kragen) abgewischt oder lautstark hochgezogen. Ein Geräusch, an das wir „wohlerzogenen“ Europäer uns schlecht gewöhnen konnten. Heißes Wasser fürs „Duschen“ gab es im Eimer auf Anfrage. Die Frage nach der „Tualet“ wurde mit einem Wink nach draußen in die finstere Nacht beantwortet, uns blieb nichts anderes übrig als verunsichert im Stockfinsteren die breite und zum Glück einsame Dorfstraße zu nutzen. Dass es da wirklich ein Plumpsklo gab, sahen wir erst am nächsten Morgen. Zum Frühstück wurde uns Milchreis gereicht, der lecker und eine echte Abwechslung zur sonst „hammellastigen“ Ernährung war. Die Frage am Vorabend nach dem Preis für Übernachtung (in einem durch die Familie stark frequentierten Durchgangszimmer) und „Halbpension“ wurde mit „gebt was ihr denkt“ beantwortet. Wir bezahlten den üblichen Preis (20 Dollar), umgerechnet in tadschikische Somoni und rundeten etwas auf. Die Freude der Lehrerin, die nur 50 Dollar im Monat verdiente, über das zusätzliche halbe Monatsgehalt hielt sich in Grenzen, was uns etwas verwunderte.

Die Sonne schien an diesem Morgen aus einem makellosen blauen Himmel. Doch die gute Laune wurde durch einen Plattfuss am Hinterrad getrübt. Eigentlich kein Problem, aber unsere Luftpumpe war kaputt. Der Australier Brad hatte uns deshalb in Duschanbe seine geschenkt, aber auch die hatte inzwischen den Geist aufgegeben. Jens bat den Hausherrn, eine Autoluftpumpe zu besorgen. Er brachte das einzige im Dorf verfügbare Exemplar an, die funktionierte jedoch nicht - mehr als 2,5 Bar waren nicht in den Schlauch zu bringen. Uns blieb nichts anderes übrig, als mit weichen Reifen loszufahren. Normalerweise brauchen wir für das

Tandem 4 bis 5 Bar. Unterwegs hielten wir ein Motorrad an. Die Pumpe, die der Fahrer mit viel Strick am Fahrzeug befestigt hatte, und nun mit viel Mühe löste, war eine ähnliche Katastrophe wie die aus Alichur. Genervt gab Jens die Pumpe nach wenigen Stößen wieder zurück. Wir radelten weiter und bald kam uns ein französisches Radlerpaar entgegen. Es gab den üblichen Erfahrungsaustausch, auch sie waren zu Hause gestartet. Jens dachte zum Glück an unser Luftproblem und der Franzose holte stolz seine monströse, aber leichte Plastestandluftpumpe aus der Tasche. Über 4 Bar brachte Jens im Handumdrehen auf Hinter- und gleich noch Vorderrad drauf. Glück muss man haben und im richtigen Moment die richtigen Leute treffen. Das galt aber wohl auch für die Franzosen. Denen war das Bargeld ausgegangen, Geldautomaten gab es seit Osch keine mehr, und sie lebten nur noch von dem, was sie im Gepäck hatten. Wir schenkten ihnen 40 Somoni, das sind ca. 8 Euro, damit kommt man in Tadschikistan etwas weiter als in Deutschland. Es reicht um zwei, drei Tage satt zu werden (Suppe: 5 Somoni, Brot: 2-3 Somoni, Kanne Tee: 1 Somoni).

Treff mit französischem Radlerpaar

Mit frischer Luft, sowohl im Reifen als auch als Wind von hinten schiebend, radelten wir durch das ca. 10 km breite und 40 km lange Alichurtal, an dessen Ende der Naisataschpass (4137 m) zu bewältigen war. Da das Alitschurtal ca. 3900 Meter hoch liegt, war dieser Pass als solcher kaum zu spüren. Umso mehr Spaß machte die Abfahrt hinunter Richtung Murgab (3600 m). Der Asphalt war nicht nur vorhanden, sondern sogar recht gut. Bedenken kamen auf, weil das Tal sehr trocken und unsere Wasserflaschen leer waren. „Müssen wir jetzt noch die 40 km bis Murgab radeln?“, fragten wir uns, besorgt wegen dem nahenden Ende des Tages. Doch mit einem Mal schimmerte es in der Mitte des Tals grün und bald darauf blinkte ein kleiner Bach im Licht der Nachmittagssonne. Kurz darauf waren saftige Wiesen zu sehen, daneben ein paar Häuser, ein kleines Dorf abseits der Straße. Wir steuerten darauf zu, waren im Nu von ein paar Kindern umringt, die uns fröhlich zu sich nach Hause einluden. Nach der vergangenen etwas unruhigen Homestay-Nacht wollten wir gern wieder im eigenen Zelt schlafen. Wir fragten ein paar Erwachsene, ob wir unser Zelt hier aufbauen dürfen und fanden einen herrlichen Platz unmittelbar neben dem Bach. Umringt von interessierten Kinderaugen stellten wir unsere textile Wohnstatt auf und kochten unser Abendbrot auf dem Benzinkocher. Die umliegenden Berge,

das ursprüngliche Dorf mit seinen Lehmhäusern, der klare Bach, die fröhlichen Kinder, die später einziehende nächtliche Stille – es war ein traumhafter Tagesabschluss. Dass es nachts minus sechs Grad kalt wurde, machte das Gefühl, etwas Besonderes zu erleben, nur komplett. Dank guter Schlafsäcke - Conny hat sogar zwei - war das kein Problem. Mit dem Aufstehen warteten wir am Morgen, bis die Sonne auf unser Zelt schien. Aber schon vorher stand einer der kleinen Dorfbewohner am Zelt und reichte uns einen Topf Milch.

Zeltplatz 30 km vor Murgab

Die Gegend um den Koitesekpass war eher ernüchternd, doch seit dem Alitschurtal war fast jeder Kilometer ein Highlight. Erst das weite Tal, dann rückten die Berge wieder zusammen. Unsere weitere Abfahrt im Licht der Morgensonne hinunter in Richtung Murgab war ein besonderes Erlebnis. Wind- und Wassererosion hatten interessante Felsformationen geschaffen. Das Murgabtal wiederum beeindruckte durch seine Weite und die großen grünen Flächen beidseits des Flusses, auf denen unzählige Yaks und Schafe weideten.

Interessante Felsformationen

Im Tal des Murgab-Flusses

In Murgab mussten wir uns wieder bei der Miliz registrieren lassen, wie uns ein Checkposten am Ortseingang mitteilte. „Heute zum Sonntag geht das nicht. Erst morgen wieder!“, erklärte uns ein Einheimischer auf Englisch, als wir im Ortszentrum stehen blieben und uns zur Miliz durchfragen wollten. Wir sollten erst mal in seiner Stolowaja (Gaststätte) Mittag essen. Es war noch vor 12 Uhr und wir wollten schnellstmöglich weiterfahren, weil dieses Nest nun wirklich nichts Schönes zu bieten hatte. Nun aber sah Conny sich schon enttäuscht hier übernachten zu müssen, doch Jens bestand zum Glück darauf, bis zur Miliz weiterzufahren. Und die hatte natürlich doch offen, man wollte wohl nur, dass wir den Umsatz der Stolowaja etwas aufbessern. Die – eigentlich kostenlose - Registration verlief unkompliziert, nur wollte man diesmal eine Gebühr in Höhe von 10 Somoni (2 Euro) haben. Wir akzeptierten stillschweigend den „angemessenen“ Betrag zur Aufbesserung des Beamtengehalts. Vorsichtshalber erkundigten wir uns noch, ob unsere OVIR-Registration (die obligatorische Anmeldung als Ausländer bei der Miliz spätestens 3 Tage nach der Einreise nach Tadschikistan), die als gelber mit Stempel versehener Klebezettel im Pass haftete, so in Ordnung sei, was uns mit Nachdruck bestätigt wurde. Es wird keine Probleme bei der Ausreise geben, versicherte man uns.

Auf dem Basar von Murgab ergänzten wir unsere Lebensmittelvorräte. Ein paar Nudeln, chinesische Beutelsuppen, etwas Reis, Tee und sogar Marmelade fanden wir, nachdem wir viele kleine Läden abgeklappert hatten, die letztendlich fast alle das Gleiche anbieten. Nur die Marmelade war eine Rarität und diese zu finden, kostete Zeit und Nerven.
Da der Tag noch jung war, verließen wir Murgab und wollten so weit wie möglich an den Akbaitalpass heranfahren. Der ist mit 4655 Metern der höchste der Pamirpässe auf der Strecke Chorog – Osch. Auf der stetig ansteigenden und recht gut asphaltierten Straße schafften wir noch 30 Kilometer und 200 Höhenmeter, ehe wir am Akbaital-Fluss auf einer kargen Wiese unser Zelt aufbauten. Der Wind pfiff kalt - Conny durfte sich schon in den Schlafsack mummeln, während Jens noch Milchreis und Tee fürs Abendbrot kochte.

Sanfter aber 70 km langer Anstieg bis zum Fuss des Akbaitalpasses

Die ganze Nacht pfiff der Wind aus Richtung Akbaitalpass. Doch pünktlich zum Start drehte er und unterstützte uns auf den nächsten 40 Kilometern, bis der Steilanstieg begann. Hier waren wir bereits auf 4400 Metern Höhe. Das Wetter wurde inzwischen recht ungemütlich. In den Bergen seitlich von uns hingen dunkle Wolken, deren Vorboten wir in Form von leichtem Schneefall schon zu spüren bekamen.

Passschild am Beginn des Steilanstieges

In einer der Hütten am Fuße des Passes konnten wir eine Pause machen und Tee trinken. Zum Glück hatten wir den Preis vorher ausgehandelt und mussten so „nur“ das Fünffache des sonst

Üblichen bezahlen, also 5 Somoni (1 Euro). Von den beiden deutschen Reiseradlern Karen und Frank hatte man sogar 20 Somoni verlangt (weshalb wir vorgewarnt waren). Dafür war es hier aber gemütlich warm und inzwischen wurde es Richtung Pass auch deutlich heller. Die Pause war auch bitter nötig für das, was jetzt kam. Schon etwas abgekämpft von den heutigen 40 km ständig bergauf, gingen wir die letzten Höhenmeter an. An Fahren war nicht mehr zu denken, gemeinsam schoben wir das ca. 65 km schwere Gefährt (Tandem, Hänger und Gepäck) über die inzwischen zur Schotterpiste mutierte Passstraße hoch. Wenn es besonders steil wurde, mussten wir stehen bleiben und nach Luft schnappen. Die Luft ist einfach viel zu dünn hier für körperliche Höchstleistungen. 15 Uhr war es dann geschafft! Wir standen am höchsten Punkt unserer Reise.

Auf dem Akbaitalpass (4655 m)

(Un-) Wetterstimmung am Akbaital

Zum Genießen war keine Zeit. Vor uns war zwar blauer Himmel, aber die Berge neben uns waren von dunklen Wolken umhüllt. Die konnten zu uns ziehen und so sputeten wir uns, schnell wieder in tiefere Lagen zu kommen. Doch nach drei Kilometern hatte uns das Wetter fast ein. Jens holte seine textilen Reserven raus – lange Handschuhe, Woll-Stirnband und Anorak, Conny hatte schon vorher alles ausgeschöpft. Eingemummelt fuhren wir in das Schneegestöber hinein. Dicke Flocken klatschten Jens an die Brille, durch die nur noch wenig zu sehen war. Absetzen war nicht möglich, da die Flocken wie Nadelstiche auf die Augen wirkten. Die Piste war desaströs und kaum befahrbar. Doch Laufen wollten wir nicht, das kostete zu viel Zeit. Zum Glück war das Steilstück bald geschafft, wir gelangten in ein breites Tal. Jetzt irgendwo schnell das Zelt aufstellen und darin Schutz suchen, waren die Gedanken. Doch überall war Steingeröllwüste, für das Zelten absolut ungeeignet. Langsam wurde dann aber auch der Flockenwirbel schwächer. Man konnte weiter sehen und wir holperten auf der Schotterpiste langsam abwärts.

Plötzlich tauchten vor uns im Dunst Spuren von Zivilisation auf: Jurten und kleine Behausungen. Eine Frau stand am Straßenrand und lud uns in Richtung Siedlung ein. Ein Lkw parkte an der Straße, wollte uns nach Karakul, der nächstgrößeren Siedlung mitnehmen. Wir überlegten, welches der Angebote wir annehmen sollten und entschieden uns fürs nahe liegende, die Einladung in eine - hoffentlich warme - Jurte. Eine Fahrt auf der zugigen Lkw-Ladefläche, die Fahrerkabine war schon besetzt, kam nicht in Frage.
Zwar war es am Ende keine Jurte, sondern ein kleines Pressspanhäuschen, aber dort war es warm und windgeschützt. Der Ofen wurde noch mehr angeheizt, Tee zubereitet und frisches Brot gereicht. Die Krönung für uns: als Brotaufstrich gab es eine Art Buttercremepudding. Es war ein Genuss. Zwar sollten wir gleich zum Übernachten bleiben, doch draußen schien inzwischen schon wieder die Sonne und so entschieden wir uns für die Weiterfahrt.
Beim Aufbruch waren wir uns unsicher. Einerseits war es eine Art Einladung, anderseits sehen die Pamiri die Touristen inzwischen gern als zusätzliche und willkommene Einnahmequelle. Vorsichtshalber boten wir für die köstliche Bewirtung eine angemessene Bezahlung an. Das Geld wurde dankend und ohne Zier angenommen. Wir gaben es gern, denn das Leben hier oben ist hart und entbehrungsreich. Der Betrag war für uns Europäer geringfügig, für die Einheimischen hier aber relativ viel. Nur sollte man bei diesen Bezahlungen immer eine gewisse

Angemessenheit bewahren und die hiesigen Maßstäbe ansetzen, nicht die europäischen. Dass wir Westler in den Augen der Einheimischen reich sind, ließ man uns oft spüren, leider.

Kirgisische Jurte

Nach wenigen Kilometern durch das breite Schottertal geschah das Unerwartete: wir fanden ein schönes Stück Wiese und konnten unser Zelt versteckt hinter einem Hügel in der Nähe eines Baches aufbauen. Die Sonne ging unter, es wurde bitterkalt. In Richtung Akbaitalpass waren die Berge von dunklen Wolken umhüllt, auch der Wind blies kräftig aus dieser Richtung. Jens baute das Zelt besonders sorgsam auf, schloss die Plane auf der dem Wind zugewandten Seite, ehe wir uns nach einem kurzen Abendbrot in die Schlafsäcke verkrochen. Doch so kalt wie befürchtet wurde es nachts nicht. Nur minus 2 Grad! Dafür raschelte etwas auf dem Außenzelt: es schneite wieder! Nachts war der Himmel, wie schon so oft, sternenklar. Wir haben noch nie so viele Sterne gesehen wie hier in der klaren Gebirgsluft Mittelasiens. Am nächsten Morgen warteten wir wieder, bis die Sonne aufs Zelt schien. Jens sprang in diesem Moment aus dem Zelt – um Fotos zu machen, das Zelt danach abzuschütteln und um sich gleich darauf wieder im Schlafsack zu verkriechen. Nun konnte die Sonne das Zelt abtrocknen. Als wir eine Stunde später aufstanden, konnten wir bei wärmenden Sonnenstrahlen unser Frühstück genießen und auf die frisch eingeschneiten Berge rings um uns herum blicken. Traumhaft.

Zelten bei winterlichen Verhältnissen

Die Schotterpiste hatte bald ein Ende, zügig rollten wir weiter und erreichten bereits mittags unser Tagesziel, das Dorf Karakul am See Karakul (3923 m). Den Plan, doch gleich noch etwas weiter zu fahren, hatten wir wegen erneut aufziehender dunkler Wolken verworfen. Wir quartierten uns in einem Homestay ein, das allerdings seinen Namen nicht verdiente. Es fehlte das Einbeziehen ins Familienleben und die Herzlichkeit. Hier stand wohl vor allem das Geld-Verdienen im Vordergrund. Dieser Verdacht erhärtete sich, als wir zum Abendbrot zur Suppe leicht angeschimmeltes Brot bekamen. Unsere Reklamation wurde ohne Entschuldigung entgegengenommen.

Dorf Karakul am Karakul-See (3923 m)

Vom Karakul kletterten wir am nächsten Tag auf den fünften der sechs Viertausender-Pässe. Es waren nur reichlich 300 Höhenmeter, danach folgte die Abfahrt ins Tal der Hochgebirgswüste Markansu.

In der Hochgebirgswüste Markansu

Die durchquerten wir und machten dann noch ein paar Höhenmeter zum letzten Pass, dem Kyzylart (4280 m). Auf ihm verläuft die tadschikisch-kirgisische Grenze.

Frühstück im wärmenden Sonnenschein nach einer kalten Nacht (-6 Grad)

Die knapp 2 km unterhalb liegende tadschikische Grenzabfertigung erreichten wir am frühen Vormittag. Wir glaubten schon, alle Kontrollen hinter uns zu haben, als Jens mit unseren Pässen in die letzte „Abfertigungshütte“ gebeten wurde. Dummerweise gab er zu, Russisch zu verstehen und wurde von einem Beamten mit einem Redeschwall, der keinen Widerspruch zuließ, darüber aufgeklärt, dass die OVIR-Registration nicht in Ordnung sei. Der gelbe Klebezettel sei von einem Hotel ausgestellt worden, das dazu gar nicht berechtigt sei. Wir sollten zurück nach Murgab fahren, das in Ordnung bringen und natürlich dort Strafe bezahlen, jeder 400 Dollar. Das sei Option Nr. 1. Die andere Option war, dass wir gleich hier an Ort und Stelle Strafe bezahlen, pro Person 20 Dollar. Natürlich war uns sofort klar, was hier abging. Wir waren mit keiner der Optionen einverstanden! Die Pässe blieben beim Beamten. Jens wurde hinauskomplimentiert und wir standen ziemlich ratlos rum. Auf knapp 4200 Meter Höhe, 200 km von Murgab entfernt (wo uns Beamte versichert hatten, die OVIR-Registration sei o.k.). Nur 2 km waren es noch ins rettende Kirgisien. Rettend deshalb, weil die kirgisischen Visa in unseren Zweitpässen waren, und die hatten wir noch. Notfalls hätten wir auf die Erstpässe verzichtet und die Schweinerei bei der deutschen Botschaft in Duschanbe angezeigt. Doch in Richtung Kirgisien war ein verschlossenes Tor und damit auch kein Weiterkommen. Wir waren auf den bestechlichen Beamten angewiesen. Nach einer Stunde machte Jens dem Beamten klar, dass wir unsere Ausweise zurück haben wollen und nach Murgab fahren werden. Der sagte o.k. und nahm Jens mit in die Hütte. Wir hatten uns beide vorher geeinigt, dass vielleicht 20 Dollar eher akzeptabel seien, wir aber auch notfalls die 40 Dollar löhnen wollten. Doch der Trick mit dem „wir wollen zurück nach Murgab“ funktionierte. Der Beamte sah offenbar seine Felle davonschwimmen, wurde verhandlungsbreit und gab sich schließlich mit 20 Dollar „Strafe“ zufrieden, die er ungeniert und ohne Quittung in seiner Jackentasche verschwinden ließ. Kurz darauf öffnete sich das Tor für uns und wir verließen – mit all unseren Reisepässen – Tadschikistan, wenn auch mit einem bitteren Beigeschmack. Sollten wir uns freuen, mit nur 20 Dollar davon gekommen zu sein oder ärgern, dass wir überhaupt etwas bezahlt haben. Hinterher war uns klar, ein noch selbstbewussteres Auftreten hätte uns auch diese 20 Dollar erspart. Das Geld können wir verschmerzen, dass wir schamlos abgezockt wurden nicht so schnell.

Kurz darauf standen wir auf dem Kyzylart-Pass (4280 m). Mit dem sechsten und letzten Viertausender-Pass war die Pamirüberquerung so gut wie geschafft.

Auf dem Kyzylart-Pass (4280 m)

Kirgistan

20 Kilometer Abfahrt auf Schotterpiste waren noch zu meistern, dann standen wir an der kirgisischen Grenzabfertigung, die reibungslos, freundlich und ohne „Zusatzkosten“ erfolgte. Wir hatten damit den südlichen Rand des 20 Kilometer breiten Alaitals erreicht, das den Pamir vom Tienschan trennt. Auf welligem Asphalt rollten wir weiter talwärts und hatten erstmals seit Chorog wieder starken Gegenwind. Und eine weitere Unannehmlichkeit bahnte sich an: vor uns auf der Straße hatten sich zwei Soldaten postiert, MP vor der Brust, einen Hund an der Leine. Sie wiesen uns an, anzuhalten. Ein Dritter stand in 20 Meter Entfernung und kontrollierte einen uns entgegen kommenden Reiseradler. Jens ruft „Have you problems!?“. Der dritte Soldat registrierte uns dadurch und rief uns zu unserer Überraschung zu sich. Wir rollten hin, sahen dass der Radler gerade einen 10-Dollarschein zückte und dem Soldaten reicht. „He gives me a present“, meinte der schamlos und verlangte gleichzeitig unsere Ausweise, um sie zu kontrollieren. Conny sagte mit Bestimmtheit: „We have no presents for you! And we give you our passports only, if you give them back, without present or money! That’s right?“ Als er dies gezwungenermaßen bestätigte, händigte Jens erst mal nur einen unserer Reisepässe aus. Inzwischen machte sich der andere Reiseradler, ein Amerikaner, in Richtung Tadschikistan aus dem Staub. Leider hatten wir in der Aufregung keine Zeit, uns zu unterhalten. Der Uniformierte studierte unser kirgisisches Visum. „Wo ist das ausgestellt?“, fragte er. „In Berlin.“ „Wo ist das denn?“, hakte er weiter nach - wohl mit dem vagen Versuch uns vielleicht mit einem angeblich gefälschten Visum beeindrucken zu können. Am Ende war er so dumm nun auch wieder nicht, schließlich sprach er ein ganz passables Englisch und wies damit einen überdurchschnittlichen Bildungsgrad auf. So erfasste er schnell, dass an uns nichts zu verdienen ist, gab den Reisepass zurück und ließ uns weiter fahren.

Mit einem unguten Gefühl im Bauch, was uns so alles in Kirgisien erwarten würde, erreichten wir Sary Tasch (3100 m) am nördlichen Rand des Alaitals. Der Ort und seine Menschen machten auf uns einen wenig einladenden Eindruck. Wir versuchten Brot einzukaufen, bekamen aber keins; Einheimische aber schon. Conny wurde von einem Angetrunkenen als Faschist tituliert. Jens wurde von einer Geldtauscherin zwar mit einem schlechten Kurs aber

dafür freundlich bedient. Sie betreibt auch ein Gästehaus, die Einladung hier zu schlafen lehnten wir aber ab, wir wollten einfach raus aus diesem Ort. An die drei Kilometer mussten wir bergauf in Richtung Taldyk-Pass fahren, ehe wir einen fürs Zelten brauchbaren Platz entdeckten. In der Nähe stand ein einsames Haus, wir fragten vorsichtshalber um Genehmigung. Doch der Kirgise wollte, dass wir in einem seiner beiden abgestellten maroden Bauwagen nächtigen. Das Zelten untersagte er uns. Für seinen Bauwagen kann er was kassieren, fürs Zelten nicht, so sicher seine Überlegungen. Wir lehnten ab und kehrten zur Straße zurück. Wie weiter? Vor uns die immer steiler werden Passstraße, an der man kaum einen Zeltplatz finden wird. Auch wenn es schwerfiel, zurückzufahren, es siegte die Vernunft, wir rollten zurück zum Gästehaus der Geldtauscherin und quartierten uns dort auf dem Fußboden eines Wohnzimmers ein. Es war die sicherste Variante, in dem uns vorerst unsympathisch daherkommenden Kirgisien.

An dieser Kreuzung in Sary Tasch sollte es eigentlich in Richtung Osten weiter gehen - nur noch 71 km bis China!

Kirgisien – Land der Pferde

Am nächsten Vormittag erstürmten wir den 3608 Meter hohen Taldykpass, auf der Gegenseite ging es auf einer furchtbaren Staub- und Schotterpiste talwärts.
Zelten konnten wir abends bei einer Bauernfamilie auf einer grünen Wiese neben einem kleinen Bewässerungsgraben mit klarem Wasser. Im Licht der Abendsonne leuchteten die umliegenden Hänge des canonartigen Tales. In der Nähe gab es eine Quelle mit Trinkwasserqualität. Nach den vielen kalten Zeltnächten auf dem Pamir genossen wir den lauen Spätsommerabend hier unten in moderateren Höhen (2500 m). Der Zeltplatz verdiente beinahe volle Punktzahl, wäre da nicht die Meute Hunde gewesen, die sich gegenseitig aufhetzten und uns mehrmals in der Nacht mit lautem Bellen aufweckten.

Verkehrsverhältnisse auf kirgisischen Strassen

Kirgisin beim Weben eines Bandes für die Jurte

Eigentlich sollte der folgende Fahrtag uns nur bis an den Fuß des letzten Passes, dem Chyrchyk-Pass (2408 m) bringen. Aber hier waren Straßenbauarbeiten im Gange, überall staubte es, Bagger und Planierraupen waren am Werk. Einfach kein Ort zum Zelten. Auch etwas abseits der Straße bot sich nichts an. In einer Hauruckaktion überwanden wir die 750 Höhenmeter und damit den letzten großen Pass unserer Reise. Auf der Gegenseite konnten wir nach wenigen Kilometern endlich wieder mal auf glattem, fast makellosen Asphalt talwärts rollen und vergaßen im Rausch der Geschwindigkeit fast, dass das Tagesende sehr nahe war. In der Dämmerung konnten wir nur noch bei einer Familie anfragen, ob wir auf ihrem Grundstück unser Zelt aufstellen dürfen. Wir durften und wurden von den Damen des Hauses auch noch zu Tee und Abendbrot eingeladen. Der Großvater war zum Gebet, der Vater vermutlich, wie viele junge Männer, zum Arbeiten in Russland. „Welche Zeit sei die bessere – die sowjetische oder die jetzige?“, fragten wir nicht zum ersten Mal. Die Antwort wussten wir schon vorher: „Die sowjetische. Es gab damals Arbeit und genügend zu Essen, das Leben war einfacher.“

Am nächsten Tag, dem 14. September, genau 6 Monate nach unserem Start in Euba, rollten wir nach Osch hinunter, zweitgrößte Stadt in Kirgistan. Osch haben wir zum Ersatzziel unserer Reise erklärt, nachdem wir weder in Deutschland noch in Duschanbe/Tadschikistan die Visa für China erhalten konnten.
Hier im TES-Guesthouse in Osch haben wir für ein paar Tage einen sehr angenehmen Aufenthaltstort gefunden und genießen solche Dinge wie Dusche, Satellitenfernsehen, Internet oder reichhaltiges abwechslungsreiches Frühstück (der Chef ist ein Deutscher). Und hier bereiten wir auch unsere Heimreise vor, die wir langsam angehen wollen: Vom Frankfurter Flughafen aus wollen wir nach Chemnitz zurück radeln und Ende September wieder zu Hause sein.

Conny und Jens
Osch, 16.9.2008